

Europa an der Schwelle zur Neuzeit

von
Thomas Kaufmann

Vortrag anlässlich der Fachtagung des
Niedersächsischen Geschichtslehrerverband Hannover
3.11.2010

Liebe Kolleginnen und Kollegen!

Zunächst danke ich Ihnen herzlich für die freundliche Einladung. Ich empfinde es als Ehre, zu Ihnen als Geschichtslehrern sprechen zu dürfen. Denn ursprünglich wollte ich auch Ihren Beruf ergreifen. Doch nun sogleich zur Sache: „Europa an der Schwelle zur Neuzeit“, Epochenreflexionen unter Bezug auf den Themenschwerpunkt des übernächsten Abiturjahrgangs.

Epochendiskussionen, das wissen wir alle, pflegen kontrovers zu sein. Das ist im Prinzip erfreulich, jedenfalls alles andere als problematisch. Denn an unterschiedlichen Akzentuierungen und chronologischen Konzeptionen werden differenzierte methodische Zugänge und unterschiedliche Perspektiven deutlich, die vor allem von der inneren Pluralität eines Fachdiskurses zeugen. Wer in der Nachfolge Otto Brunners mit dem sozialgeschichtlichen Konzept des „ganzen Hauses“ als soziologischer Determinante operiert und in diesem Sinne von einem „Alteuropa“ ausgeht, das von Homer bis Goethe reichte, muss zu anderen Grundannahmen und historischen Zäsurierungen gelangen, als ein Historiker der Erfindungen oder der geographischen Entdeckungen, ein Militär-, ein Mentalitäten-, ein Ideen- oder auch ein Kirchenhistoriker. Dass es neben den bisweilen erregten, nicht selten in Schul- oder Glaubenskriege ausartenden Methoden- und Periodisierungsdebatten der Wissenschaft Regionen des Beharrens, Renitenzzonen der Persistenz und der Traditionspflege gibt, ist prinzipiell erfreulich. Außer den Schulen und den Lehrbüchern sind es vor allem die Kompendien und Handbuchreihen, die in einem durchaus guten Sinne konservierend wirken. Es kann ja kaum vernünftig sein, die jeweilige „Sau“ des gerade dominierenden geschichts- und kulturwissenschaftlichen „turns“ nicht nur durch die ohnehin fragilen „Dörfer“ der Pro- und Hauptseminare, sondern auch noch durch die der Schulen zu jagen. Also: ein gewisser fachpolitischer Konservatismus im Zusammenhang mit

schulischen Lehrplänen kann nicht ganz falsch sein. Denn so wichtig ist die Wissenschaft nun auch wieder nicht, dass jede ihrer Innovationen oder Torheiten mit dem Adelschlag der Curriculumsfähigkeit geziert wird.

In Bezug auf den Themenschwerpunkt „Europa an der Schwelle zur Neuzeit“, der für das Zentralabitur an den niedersächsischen Schulen im Jahre 2012 vorgesehen ist, steht man allerdings nicht vor dem Problem eines übermäßig trendverdächtigen Modernismus. Das Gegenteil ist der Fall! Ungeachtet aller Freude, die ich als Kirchenhistoriker des Späten Mittelalters und der Frühen Neuzeit, als Vater dreier schulpflichtiger niedersächsischer Kinder und als Ehemann einer niedersächsischen Lehrerin darüber empfinde, das einmal ein Geschichtsthema, das nicht aus dem 19. oder vor allem 20. Jahrhunderts stammt, traktiert werden soll, meldet sich doch ein nicht geringes Unbehagen wegen der Form, in der dies umzusetzen beabsichtigt ist. Ich möchte dieses Unbehagen auf drei Aspekte fokussieren:

das implizite Epochenverständnis

die thematische Palette

das implizite Meisternarrativ.

Ad 1: Die Formulierung des Thematischen Schwerpunktes „Europa an der Schwelle zur Neuzeit“ setzt voraus, dass die Zeit „um 1500“ eine Periode des Umbruchs und der zukunftsweisenden Neuformierung gewesen ist. Auf dieser Zeitachse sollen wesentliche Entwicklungen im Bereich der Wirtschaft, der Kultur, der Politik vonstatten gegangen sein, die die Entstehung unserer modernen Welt, in der wir noch heute leben, begründet haben. Das damit implizit aktivierte Periodisierungskonzept ist offenbar das seit dem 17. Jahrhundert zunächst in der protestantischen Universalgeschichtsschreibung (Cellarius), seit dem 19. Jahrhundert dann schließlich universell vertretene dreigliedrige Geschichtsschema, das die die „antiquitas“ ablösende „media aetas“ endlich in der „nova aetas“ „um 1500“ enden ließ. Dieses Periodisierungskonzept des Leipziger Geschichtspeters Cellarius knüpfte zum einen an das Selbstverständnis der Humanisten, zum anderen an das Geschichtsbild des Protestantismus an. Beide ergänzten sich in einer Hinsicht ganz prächtig: Die dunkle „Zwischenzeit“ zwischen der lichtvollen Antike und der strahlenden eigenen Gegenwart wurde ausschließlich negativ beurteilt, gleichviel ob man sie als Epoche des

künstlerischen Niedergangs und des barbarischen Lateins, oder als Ära der gewissensdrangsalierenden Papstherrschaft und der fatalen Werkgerechtigkeit qualifizierte.

An der Relativierung und fundamentalen Erschütterung dieses durchsichtig ideologisch-apologetischen Geschichtsbildes, das die Güte des erreichten eigenen Standpunktes durch die Desavouierung einer dunklen Vorgeschichte zu legitimieren suchte, ist seit einem guten Jahrhundert intensiv und mit weitestgehendem Erfolg wissenschaftlich gearbeitet worden. Wir wissen heute, dass das 15. Jahrhunderts alles andere als eine Periode des gesellschaftlichen und kirchlichen Niedergangs war. Bestimmte Prozesse und Sachverhalte, die für das 16. Jahrhundert zentral wichtig werden sollten, wurzelten im 15. Jahrhundert. Ich nenne nur einige: die explosive Zunahme der städtischen Laienbildung etwa; der Ausbau des Schul- und der Universitätswesens; die als Modell weitergehender gesellschaftlicher Disziplinierungen interpretierte monastische Observanzbewegung; die kommunikationsgeschichtlichen Wirkungen des Buchdrucks, die nicht erst in der reformatorischen Öffentlichkeit des 16., sondern schon im Zusammenhang der Türkenabwehr und der großen Ablasskampagnen des 15. Jahrhunderts wirksam gewordenen Verdichtungen der kommunikativen Infrastruktur; auch die endzeitlichen Ängste und die seit den Pestepidemien in der Mitte des 14. Jahrhunderts eintretenden demographischen Krisen, die in immer neuen Intervallen durch Lateineuropa fegten, und anderes mehr. Die Zeit „vor 1500“ ist also alles andere als eine bloß dunkle Hintergrundsfolie, vor der sich das helle 16. Jahrhundert umso strahlender abhebt. Sie ist eine Epoche vielfacher Aufbrüche und Innovationen, ohne die die nachfolgenden Entwicklungen schlechterdings nicht zu verstehen sind. In den heute in der Wissenschaft dominierenden Epochenkonzepten ist dies weithin unstrittig.

Aus den soeben angedeuteten aber auch weiteren Motiven heraus ist es seit einigen Jahrzehnten in den historischen Wissenschaften üblich geworden, den Begriff der „Frühen Neuzeit“ zu verwenden. Die Karriere dieses Begriffs der „Frühen Neuzeit“, der auch in der Formulierung des Ministeriums unter den Beispielen für Unterrichtsthemen, allerdings recht unvermittelt und völlig unbestimmt, aufgenommen wird, ist bemerkenswert. Seit etwa drei Jahrzehnten fungiert der Begriff der „Frühen Neuzeit“ nämlich als Bezeichnung eines historischen Fachgebietes bei Lehrstuhldenominationen; die Kollegen dieses Bereiches haben sich seit über eineinhalb Jahrzehnten als eigenständige Arbeitsgemeinschaft innerhalb des Verbandes der Historikerinnen und Historiker Deutschlands organisiert und halten eigene Fachtagungen ab; eine der wichtigsten geschichtswissenschaftlichen Zeitschrif-

ten in Deutschland, die „Zeitschrift für Historische Forschung“, hat sich zum Ziel gesetzt, die erratischen Zeitaltergrenzen zwischen Spätmittelalter und Neuzeit aufzuweichen und gezielt Beiträge aus dem 13. bis 18. Jahrhundert zu publizieren; eigene Buchreihen zur Frühen Neuzeit schießen ins Kraut.

Die rasante Karriere dieses Epochenkonzeptes ist vor allem von daher zu erklären, dass es die ideologisch befrachteten Vorannahmen der älteren Deutungstraditionen unterläuft. Wer sich mit der Geschichte der „Frühen Neuzeit“ beschäftigt, tritt in der Regel nicht mit dem Anspruch auf, dass die Sachverhalte, die er behandelt, mittel- oder gar unmittelbar auf die Neuzeit, die Moderne, die Epoche der Heutigen, zuläuft. Indem die „Frühe Neuzeit“ als „Zwischenepoche“ eigenen Rechts, zwischen dem Mittelalter und der Neuzeit, etabliert wurde, entstand ein Freiraum, um einerseits die Alterität dieser Geschichtsperiode, andererseits ihre Verbindungen zur Vor- und zur Folgezeit, eben des Mittelalters und der Neuzeit, unverkrampft und ergebnisoffen darzulegen. Europa in der Zeit „um 1500“ „an der Schwelle“ der „Neuzeit“ zu sehen, stellt eine mit den geschichtswissenschaftlichen Diskussionen der letzten ca. drei Jahrzehnte kaum vermittelbare Eigensinnigkeit, ja Einseitigkeit dar.

Indem die Themenformulierung des Ministeriums den Neuzeitbegriff verwendet, belastet es die zu untersuchenden Gegenstände mit einem hypothetischen Modernisierungspotential, das doch über das durch didaktische Elementarisierungen gegebenenfalls zu rechtfertigende Maß an Zuspitzung hinausgeht. Denn einen Zusammenhang zwischen den in der Tat wichtigen technischen Entwicklungen etwa beim Bergbau und der Metallverarbeitung, im Druckwesen, beim Festungsbau, der Navigation oder in der Zeitmessung, die Handel und Handwerk im 15. und 16. Jahrhundert mannigfach veränderten, und den nun in der Tat dynamisierenden Prozessen der Industrialisierung und der Aufklärung kann man doch nur mit großer Gewaltbarkeit konstruieren. Jedenfalls droht auf diese Weise die Zeit „um 1500“ nicht in ihrer eigenen historischen Dignität, sondern als bloßes Initial über sie hinausweisender, eben neuzeitlicher Entwicklungen in den Blick zu geraten. Außerdem unterlegt dieser Ansatz einen Teleologismus, der gerade der Komplexität der alt-europäischen Gesellschaften nicht gerecht wird. Denn was ist denn etwa mit einer Landbevölkerung – in den meisten Teilen Europas immerhin zwischen 70 und 90 % der Einwohnerschaft –, deren elementare Lebensbedingungen sich zwischen dem 15. und dem 18. Jahrhundert nur sehr unwesentlich geändert haben? Wo bleiben in dieser modernisierungstheoretisch fokussierten Erfolgsgeschichte, die im Italien des Quattrocento an-

heben soll, die Persistenzen alteuropäischen Lebens – die Sterblichkeitsquoten; die Pestepidemien; die Kriege; die Ernährungskrisen; die apokalyptischen Ängste, die religiösen und rituellen Praktiken, mit denen man ihnen zu begegnen suchte?

Ad 2: Die thematische Palette. Dass ich die Themen der verbindlichen Unterrichtsinhalte, die für „Europa an der Schwelle zur Neuzeit“ im gymnasialen Geschichtsunterricht der Oberstufe wichtig sein sollen, für nicht akzeptabel halte, wird sie hoffentlich nicht wundern. Allerdings möchte ich meine Kritik – zumal in Ihrem Kreis – nicht von der Theologie, der ich als Kirchenhistoriker fachwissenschaftlich zugeordnet bin, her begründen, sondern von den maßgeblichen wissenschaftlichen Debatten der allgemeinen Geschichtswissenschaft, an der sich auch Kirchenhistoriker wie die Vertreter aller anderen historisch arbeitenden Fächer auch zu beteiligen pflegen. Wenn es in den letzten drei Jahrzehnten ein Themenfeld in der Frühneuzeitforschung gegeben hat, dem eine besondere, ja herausragende Bedeutung zuerkannt wurde, dann war es das Themenfeld Religion. Nicht nur im Kontext der makrohistorischen Konfessionalisierungsdebatte, sondern auch im Zusammenhang alltagsgeschichtlicher und mikrohistorischer Studien zu Selbstverständnis, kultureller Praxis und symbolischer Kommunikation einzelner Personen oder sozialer Gruppen hat die Religion eine, ja die entscheidende Rolle gespielt. Die „Rückkehr der Religion“, die gegenwärtig in aller Munde ist, hat in der geschichtswissenschaftlichen Forschung zur Frühen Neuzeit schon vor Jahrzehnten eingesetzt und zum Teil auch dazu geführt, dass von der einstmaligen Prärogative, die die Theologen hier besaßen, kaum noch etwas übrig geblieben ist. Unter den Handlungsfeldern, die für das Themengebiet „Europa an der Schwelle zur Neuzeit“ einschlägig sein sollen, aber kommt die Religion bzw. ihre dominierende Institutionalisierungsgestalt, die Kirche, gar nicht vor.

Mir geht es bei diesem Monitum keineswegs darum, kirchliche Interessen im Bereich der Schule oder des Unterrichts geltend zu machen. Das ist nicht meine Aufgabe; das tun andere überdies schon genug oder gar zu viel. Es geht mir schlichtweg um ein angemessenes Verständnis der europäischen Geschichte des frühneuzeitlichen Europa und um einen sachgerechten Zusammenhang zwischen Forschungsdebatten und Stoffen des gymnasialen Oberstufenunterrichts. Dass beides in angemessener Weise gewährleistet würde, wenn in dem ministeriellen Konzept weder von der *Reformation*, noch von der *Konfessionalisierung* überhaupt die Rede ist, vermag ich schlechterdings nicht einzusehen. Deshalb nun einige, gezwungenermaßen knappe Bemerkungen zur Bedeutung von Re-

formation und Konfessionalisierung für die Formierung des frühneuzeitlichen und neuzeitlichen Europa.

Das Verhältnis der von den deutschsprachigen Ländern ausgehenden Reformation zu „Europa“ ist vielschichtig. Die Komplexität der damit verbundenen Aspekte ist bekannt und gehört zum – wenn ich so sagen darf – klassischen Stoff historischer Bildung. Kultur-, Reichs- und Europapolitik fließen bei keinem Thema der „Vormoderne“ so lebendig zusammen, wie hier. Und in der Tat möchte ich behaupten, dass die Reformation ein für die europäische – cum grano salis auch für die außereuropäische – Geschichte zentraler Sachverhalt war. Und zwar aus folgenden Gründen:

Zunächst, und darin ist eine gewisse Berechtigung der altgläubigen Polemiken schon des 16. Jahrhunderts zu sehen, die durch die Romantiker tüchtig fortgeführt und auch durch das Abendlandkonzept des 20. Jahrhunderts aktualisiert wurden: durch die Reformation wurde die Einheit des „Christentumseuropa“ des lateinischen Mittelalters zerstört. Denn in der Tat: Das Europa der päpstlichen Jurisdiktion, der verbindlichen Geltung des kanonischen Rechts, zumindest jedenfalls des Geltungsanspruches desselben, dieses Europa ist durch die Reformation tiefgreifend und dauerhaft erschüttert worden. Insofern ist auch die „Einheit Europas“, wie auch immer man sie im Einzelnen beschreiben mag, durch die Reformation geschwächt, infrage gestellt oder sogar vernichtet worden. Die Pluralisierung und die Partikularisierung der kirchlichen Organisationsformen und ihrer doktrinalen Ausgestaltungen haben freilich die frühmoderne Staatsbildung und die Entstehung eines Europa der Nationalstaaten begünstigt – so die Basishypothese des so genannten Konfessionalisierungsparadigmas. Dies gilt nicht nur für die einzelnen Territorialstaaten des Alten Reichs; dies gilt etwa auch für die englischen und die skandinavischen Königsreformationen. Durch die Reformation sind politische Blöcke entstanden, die ihre Interessen bis weit ins 17. Jahrhundert hinein auch, ja wesentlich nach Maßgabe konfessioneller Zugehörigkeiten definiert und gestaltet haben. Ohne die Reformation bleiben weite Teile der politischen und kulturellen Geschichte Europas im 16.-18. Jahrhundert unverständlich.

Eine stärker kultur- und sprachgeschichtlich ansetzende Perspektive dürfte den makrohistorischen Befund bestätigen: Die Reformation hat überall dort, wo sie erfolgreich war, nationalsprachliche Artikulationsformen und Aneignungen des Christlichen begründet oder verstärkt und die religiöse Bedeutung der europäischen lingua franca der Vormoderne, des Lateinischen, eher geschwächt als befördert. Im Falle einiger europäischer Nationalsprachen – des Finnischen etwa, des Litauischen, des Kroatischen – stellen die im Zu-

sammenhang der Reformation entstandenen religiösen Texte, insbesondere die Bibelübersetzungen oder Katechismen, die ältesten schriftlich überlieferten Sprachdokumente in diesen Sprachen überhaupt dar. Der Prozess der „Vernakularisierung“ der christlichen Religion, der sukzessive auch den römischen Katholizismus erfasste, hat die Momente einer gemeineuropäischen Sprachkultur, die wesentlich christlich geprägt war, unterminiert oder jedenfalls in den Hintergrund gedrängt. In dieser Hinsicht haben die Reformation und die Konfessionalisierung kulturelle Prozesse wenn nicht ausgelöst, so doch befördert; ihre Fernwirkungen bestimmen den europäischen Alltag bis heute.

Eine mentalitätsgeschichtliche Perspektive ergibt sich gleichsam von den Rändern oder Grenzen der religiösen Zugehörigkeit zu Europa her. Das große Wort Pius II., kurz nach dem Untergang Konstantinopels und im Zusammenhang mit Mobilisierungsstrategien für einen antiosmanischen Kreuzzug ausgesprochen - „Europa id est patria, domus propria, sedes nostra“- war, so denke ich, für ein spätmittelalterlich-kuriales Europakonzept, das durch die Reformation dann erschüttert bzw. infragegestellt wurde, entscheidend. Europa – das war die verbliebene Restheimat der christianitas, der einzige der drei Kontinente, in dem die Christenheit noch regierte, nachdem Nordafrika und Asien an den Islam gefallen waren. Dieses Europakonzept Pius II. konstruierte die „Einheit“ Europas mittels der Abgrenzung von der „islamischen Welt“; es galt, die „patria“ unter der spirituellen und politischen Führung des Stellvertreters Christi gegen die Bedrohung aus dem Osten zu verteidigen. In der Publizistik der habsburgischen Kaiser hat dieses Europakonzept, zumeist freilich unter der Voraussetzung eines Primates des imperium gegenüber dem sacerdotium, seine partielle Fortsetzung gefunden. Durch die Reformation aber ist dieses wohl besonders wirkungsreiche Europakonzept fundamental in Frage gestellt worden. Denn eine gemeinsam mit der Papstkirche initiierte militärische Verteidigung gegen den als Zuchtrute Gottes gedeuteten „Türken“ kam für die Propagandisten der Reformation in aller Regel überhaupt nicht in Frage. Man sah im Papst einen mindestens so bedrohlichen Feind des eigenen Glaubens wie im Türken. Luthers Kinderlied „Erhalt uns Herr bei deinem Wort“ lautete in der zweiten Zeile der ersten Strophe unmissverständlich – anders als es heute in den evangelischen Gesangbüchern steht -: „und steure Papst und Türken Mord“. Die geschichtstheologische Theoriefigur des bicephalen Antichristen, des Papstes und des Türken, bot den Lutheranern eine nützliche Handhabe, um die Ekelschranken gegenüber den konfessionellen Gegnern unübersteigbar hoch zu legen. Von der Mobilisierung eines gemeineuropäischen Zusammengehörigkeitsbewusstseins in der Abwehr der

Osmanen kann also auf Seiten der Protestanten keine Rede sein. Wenn man die Geschichte der Formierung Europas nicht nur als aufklärerisches Fortschrittsnarrativ, wie nun offenbar an niedersächsischen Gymnasien vorgesehen, nicht nur als Geschichte wachsender Toleranz, fortschreitender Individualisierung, progredierender Säkularisierung, sondern auch als Geschichte bedrohlicher und langlebiger Feindbilder und Grenzziehungen behandeln will, wird man die Reformation und die Konfessionalisierung, die wechselseitige Verfemung im Namen des eigenen, des wahren Glaubens, nicht außen vorlassen dürfen. Denn diese Geschichte war nicht an den indolenten Rändern der Gesellschaften angesiedelt, sondern in ihrem Kern, bei den Eliten, den regierenden Fürsten, den beratenden Juristen, den zu Hass, gelegentlich aber auch zu Versöhnung mobilisierenden Theologen.

Noch in einer anderen religions- und mentalitätsgeschichtlichen Hinsicht dürfte die Wirkung von Reformation und Konfessionalisierung in Bezug auf die Geschichte Europas evident sein: derjenigen auf das Judentum nämlich. Seit der Spätantike, seit den frühesten Anfängen der Formierung einer politisch-kulturellen und religiösen Größe „Europa“, hatte das Judentum, wie angefochten auch immer, in, mit, unter und neben der christlichen Gesellschaft existiert. Von der biblischen Überlieferung her war es als ganz selbstverständlich empfunden worden, dass es Juden bis zur Wiederkunft Christi an den Rändern der eigenen Lebenswelt geben müsse. Im Laufe des späteren 14. und dann vor allem des 15. Jahrhunderts aber waren die Grundlagen jüdischer Existenz in verschiedenen europäischen Ländern massiv in Frage gestellt oder beseitigt worden. Die Vorstellung, ein politischer Untertanenverband müsse mittels einer einheitsstiftenden Religion integriert werden, hatte eine immer bezwingendere Plausibilität erlangt. Diese Tendenz ist durch Reformation und Konfessionalisierung fortgeführt und auf der Ebene der geschlossenen National- und Territorialstaaten im Ganzen wohl forciert worden. Juden innerhalb des eigenen Landes zu dulden, erschien nun immer häufiger als Bedrohung der sozio-kulturellen und religiösen Lebensgrundlagen des eigenen Gemeinwesens. Auch dieser Aspekt gehört hinein in eine Geschichte Europas an der Schwelle zur Neuzeit!

Mein nächster Punkt knüpft an die in der ministeriellen Themenskizze ja explizit angesprochenen bildungs- und universitätsgeschichtlichen Perspektiven an. Nicht ohne Berechtigung wird ja in der transnationalen Mobilität der mittelalterlichen Gelehrten ein sehr wesentlicher Aspekt des zeitgenössischen Universitätswesens und der allgemeinen Geltung seiner akademischen Grade gesehen. Durch die Reformation und die Konfessionalisierung aber ist der ja schon im späten Mittelalter breit einsetzende Territorialisierungs-

schub des Universitätswesens weiter forciert worden. In aller Regel bewegten sich Universitätsbesucher der späteren Reformationszeit und des konfessionellen Zeitalters ausschließlich innerhalb der Schranken ihrer eigenen Konfession; häufig überschritten sie auch die Territorialgrenzen nur dann, wenn es unbedingt erforderlich war. Regionale konfessionelle Bildungsstrukturen lassen sich sicher rekonstruieren, schwerlich aber ein europäischer akademischer Wissensraum. Die Reformation hat insofern tendenziell eine Provinzialisierung der höheren Bildung begünstigt. Und durch den weitgehenden Verlust kanonisch geltender Lehrwerke, wie sie das Mittelalter auf allen Ebenen des Studiums in allen Fakultäten in reichem Maße besessen hatte, ging auch ein wichtiges Element der intellektuellen Integration Europas, ja seiner kulturellen „Identität“ dahin. Eine Geschichtssicht, die von der lichtvollen, allerdings in der Themenskizze des Ministeriums um seine christlichen Prägungen gebrachten Renaissance zur lichtvollen, aber seiner ambivalenten Züge beraubten Aufklärung fortschreitet, verkennt wesentliche Aspekte der europäischen Geschichte im Kern. Dies birgt die Gefahr in sich, ein geradezu heroisierendes säkularistisches Meisternarrativ zu restituieren.

Doch bevor ich dazu komme, noch einige Bemerkungen zur wissenschaftlichen und periodisierungskonzeptionellen Bedeutung, die der Konfessionalisierung in den letzten drei Jahrzehnten zugewachsen ist. Sie ist zum einen darin zu sehen, dass der Religion eine funktionale Schlüsselrolle bei der Formierung, Integration und sozialen Disziplinierung frühmoderner territorialer Gesellschaften zuerkannt wurde. Sie besteht zum anderen darin, dass im Zuge der Anwendung des Konfessionalisierungsmodells komparatistische Langzeitperspektiven auf die Genese und Ausformung unterschiedlicher kultureller Verhaltensmuster und Mentalitäten möglich wurden. Man muss schon einigermaßen ignorant sein, um zu übersehen, dass auch in Konflikten im Europa unserer Tage, und zwar nicht nur in Nordirland und auf dem Balkan, konfessionelle Dispositionen und Friktionen eine Rolle spielen. Über die zumeist in der Reformationszeit entstandene konfessionsgeschichtliche Grundsignatur Europas aufzuklären, ist also gerade um der gegenwartsorientierenden Bedeutung des schulischen Geschichtsunterrichts willen sinnvoll, aber auch um der kulturellen Herausforderung eines multireligiösen Miteinanders im Europa der Gegenwart und mehr noch der Zukunft willen geboten. In dieser Hinsicht versagt das Unterrichtskonzept des Ministeriums völlig.

Mit der Erforschung der Konfessionalisierung war die des politischen Systems des „Alten Reichs“ engstens verbunden. Insbesondere die traditionelle borussische Sicht auf das

Reich als eine Art „Nicht-Staat“, jedenfalls „Nicht-Nationalstaat“ und „Nicht-Machtstaat“, die bis in die Mitte des 20. Jahrhunderts hinein den *cantus firmus* in der Bewertung des Alten Reichs gebildet hat, ist seither einer gründlichen historiographischen Revision unterzogen worden. Dabei zeigte sich, dass das politische System des Alten Reichs aufgrund seiner strukturellen Bedingungen, d.h. der Dualität zentraler und föderativer, kaiserlicher und ständischer Elemente und Strukturen, wie kaum ein anderes politisches System in Europa imstande war, Konflikte zu integrieren und die konfessionellen Spannungen – jedenfalls zeitweilig – zu pazifizieren. Sieht man nicht im nationalen Machtstaat das Ziel der europäischen politischen Kultur, wird man am Alten Reich nicht achtlos vorübergehen und sich nicht auf Machiavelli und die italienischen Stadtstaaten als Dreh- und Angelpunkt der in die Neuzeit einmündenden politiktheoretischen Diskurse und Institutionalisierungen festlegen.

Ad 3: Das implizite Meisternarrativ: Dem Themenkonzept „Europa an der Schwelle zur Neuzeit“ liegt eine modernisierungstheoretische Generalperspektive zugrunde. Sie besteht im Kern darin, dass das in der italienischen Renaissance gründende, inkonsequenterweise allerdings an den Nichtitaliener Erasmus explizierte neue Menschenbild, der wissenschaftlich-technische Fortschritt und die europäische Expansion die wesentlichen Momente sind, die den spezifisch lateineuropäischen Kulturtyp der Neuzeit begründet und geprägt haben. Die Konstruktivität dieses Geschichtsbildes wird allenfalls in Bezug auf die Ebene des vertieften Unterrichtsniveaus unter dem Stichwort „Mythos Renaissance“ angedeutet.

Dem Konzept liegen säkularistische Vorannahmen zugrunde; die christliche Religion soll ausschließlich als zu relativierende und zu überwindende Größe thematisiert werden, gegen die sich wissenschaftlicher und technologischer Fortschritt und das neue Menschenbild durchgesetzt hätten. In Bezug auf das so genannte „Menschenbild“ der Renaissance, bei dem das selbstbewusste und vernunftbegabte, universal gebildete und religionsdistanzierte Individuum im Zentrum steht, sind allerdings Rückfragen erforderlich. Denn hier scheinen mir eher die Renaissancekonstruktionen des 19. Jahrhunderts, insbesondere die Gottfried Voigts und Jakob Burkhards, im Schwange zu sein, als dass man es tatsächlich mit der Welt Boccaccios und Salutatius, Pico della Mirandolas und Marsilio Ficinos, Botticellis, Michelangelos, Leonardos oder Erasmus' zu tun bekäme. Denn hier muss man sich doch ernsthaft fragen, welcher der genannten denkerischen und künstlerischen

schen Heroen als ausgesprochener Gegner des Christentums angesprochen zu werden verdiente.

Will man nicht dem ideologischen Zerrbild des lateineuropäischen Christentums als eines monolithischen Gebildes huldigen, wird man doch voraussetzen haben, dass es um 1500 eine Vielzahl an Möglichkeiten gab, sich produktiv mit der Symbolwelt des Christentums und seinen berufenen Sprechern auseinanderzusetzen. Und man wird damit rechnen, dass gerade dadurch Innovationen und – von mir aus – auch Modernisierungen erzeugt wurden, dass man die realen oder imaginierten Ursprungsgestalten des Christentums gegen bestimmte dogmatische Tendenzen aktivierte.

Das Pathos der Freiheit, das etwa einen Text wie die „Oratio de dignitate hominis“ des Giovanni Pico della Mirandola durchströmt, basiert darauf, dass der Schöpfergott Adam in diese Freiheit stellt und zu dieser ermächtigt. Mit dem Fichteschen Konzept des sich selbst setzenden Subjektes hat diese renaissancezeitliche Anthropologie wenig gemein. Die interreligiöse, aber auch die pagane Philosophie und die jüdische Kabbalah breit einbeziehende Weite Picos basiert auf der Vorstellung eines uneinholbaren Überbietungsanspruchs der christlichen Offenbarungsreligion, ja auf der Überzeugung, die christliche Wahrheit letztlich durch alle anderen Tradition der geistigen Überlieferung der Menschheit bestätigen zu können. Nicht in Bezug auf diesen Anspruch, wohl aber in Hinblick auf die Vielfalt in der Kenntnis der geistigen Traditionen, unterscheidet sich ein Philosoph wie Giovanni Pico von einem scholastischen Denker wie Thomas von Aquin. Von unserer eigenen Zeit sind beide gleichermaßen weit entfernt. Die in dem Themenschwerpunkt angesprochene Inanspruchnahme des Menschenbildes der Renaissance für die neuzeitliche Entwicklung hat den sehr hohen Preis, diesen recht eigenwillig zu beerben, ja zu verzeichnen. Wenn man ein Vetorecht der Quellen anerkennt, ist dieser Weg nicht gangbar.

Noch eine Bemerkung zu den geographischen Entdeckungen. Auch wenn man gegenüber dem postcolonial turn zurückhaltend sein mag, so wird man aber doch die Ambivalenzen der europäischen Expansion heute in der Regel stärker empfinden und auch zu thematisieren fähig sein, als zu einer Zeit, die noch ungebrochen von dem imperialistischen Weltgeltungs- und -beherrschungsanspruch des europäischen Zivilisationstypus überzeugt war. Insofern wäre es meines Erachtens sinnvoll, auch dafür zu sensibilisieren, wie denn die „Entdeckten“ auf ihre „Entdecker“ reagierten, also die Frage nach wechselseitigen interkulturellen Wahrnehmungsprozessen zu stellen. Wird dies unterlassen, wird auch die Ambivalenz des „Entdeckens“ und seiner immensen kulturellen und ökonomi-

schen Rückwirkungen auf Europa selbst kaum in den Blick geraten. Doch in der globalen Welt unserer Tage wird es immer wichtiger, nicht nur die eigenen, die europäischen Traditionen kritisch anzueignen und zu reflektieren, sondern sie auch in den Wahrnehmungshorizont von Menschen ganz anderer Kulturkreise hineinzustellen, mit denen viele unserer heutigen Schüler schon jetzt als Touristen und schon in Bälde als Techniker, Wissenschaftler, Händler oder Politiker zu tun haben werden.

Ich komme zum Schluss. In etwas sentimentaler Erinnerung an meine eigene Schulzeit, ich hatte einen Leistungskurs im Fach Geschichte – wir haben dort während dreier Jahre allerdings ausschließlich Themen des 20. Jahrhunderts behandelt –, finde ich es überaus erfreulich, dass auch weiter zurückliegende Zeiten zum Gegenstand des schulischen Geschichtsunterrichts in der gymnasialen Oberstufe gemacht werden sollen. Erfreulich ist dies aus meiner Sicht als Hochschullehrer, aber auch als Bürger. Als Professor für Kirchengeschichte freue ich mich über alle Kenntnisse der Vormoderne, die Schüler bereits mitbringen, wenn sie an die Uni kommen. Bisher sind diese, mit Verlaub, gleich null. Als Bürger aber habe ich aber auch ein Interesse daran, dass in unserer immer schnelleren und kurzlebigeren Zeit die basalen Fundamente, auf denen das Europa der Neuzeit geworden ist und von denen es noch heute lebt, bewusster werden.

Denn Europa: das ist jener historisch-kulturelle Raum, in dem nach langem Ringen Weltliches und Religiöses unterschieden wurde, jedenfalls ein Differenzbewusstsein zwischen beidem entstand. Wie es dazu kam, welche Widerstände dabei eine Rolle spielten – dazu sollte ein Schüler eine Meinung entwickeln können, denn in kaum einem Zeitungsartikel über das Verhältnis zum Islam wird von der Inanspruchnahme dieses wirklichen oder vermeintlichen Differenzmarkers, der Unterscheidung zwischen weltlich und geistlich, abgesehen. Europa – das ist jene Größe, die nicht anders denn – so Jacques LeGoff – in der „Dialektik der Einheit und der Vielfalt, der Christenheit und der Nationen“ zu beschreiben ist. Europa – das ist ein Schmelztiegel nationaler Sprachen, Traditionen und Kulturen und zugleich der Raum, in dem das Lateinische als lingua franca und das Griechische als belebende kulturelle Ressource in Geltung standen oder wieder zur Geltung gelangten. In Europa ist ein spezifisches Zeitverhältnis, der durch das Mönchtum implementierte Wechsel von Arbeit und Kontemplation, zur Wirkung gekommen. Europa ist schon von seinen Anfängen her durch die Simultaneität lokaler, regionaler und universaler, kaiserlicher und kanonischer Rechtsstrukturen geprägt gewesen.

Europa ist ein Kulturraum, in dem bestimmte mentalitätsmäßige Selbstverständlichkeiten gelten: Lebensanfang und Lebensende werden als kulturell belangreiche, rituell zu gestaltende und sozial zu regulierende Sachverhalte des menschlichen Lebens empfunden und begangen. Europa, das ist der Kontinent, auf dem das Geburtstagsfest jedes Einzelnen, ausgehend vom Geburtsfest des Christus, zu einer heute selbstverständlichen kulturellen Praxis geworden ist. Überall in Europa sind die Kirchen und die Friedhöfe die Kristallisationspunkte der dörflichen und der städtischen Ansiedlungen. Die enge Verbindung der Lebenden und der Toten hat jahrhundertlang die europäische Lebenswelt bestimmt, im Unterschied zur pagan-antiken und zur aufklärerisch-neuzeitlichen Separation der Lebenden und der Toten. Europa ist der Lebensraum, in dem man an Tischen sitzt und isst, in dem sich Liebende auf den Mund küssen und die Frau, religiös symbolisiert in der übermächtigen Gestalt der Gottesmutter und kanalisiert über die von minnenden Rittern umworbene Dame, sukzessive jene Aufwertung erfahren hat, die erst unter den Bedingungen der Moderne rechtsförmige Gleichheit erlangte, aber in den kulturellen Ressourcen Europas schon immer vorhanden war. Europa – das ist auch die Sphäre, in der es zur Entdeckung des Kindes und seiner spezifischen Würde, symbolisiert zunächst im Krippenkind von Bethlehem, gekommen ist.

Die Liste der kulturellen Prägemaile Europas ließe sich mühelos verlängern, doch ich breche hier ab. Mir geht es bei diesen letzten Hinweisen nur darum, für einen weiteren Blick und einen längeren Atem zu werben, wenn es gilt, die Genese unserer modernen europäischen Kultur kennenzulernen. Und dafür zu werben, heute selbstverständliche Elemente unserer europäischen Kultur, die von weither kommen, sensibler zu registrieren, als dies gemeinhin geschieht. Nicht zuletzt die globale Phase der Menschheitsgeschichte, in die wir eingetreten sind, macht es erforderlich, uns unserer kulturellen Überlieferungen und historischen Besonderheiten bewusster zu werden, nicht um anderen kulturellen Welten mit Feindschaft und Indolenz zu begegnen, sondern um sie besser zu verstehen. Denn wie sollten wir uns anheischig machen, anderes verstehen zu wollen, wenn wir uns selbst nicht verstanden haben und uns anderen nicht verständlich machen können.

Vielen Dank für Ihre Aufmerksamkeit.